

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2002)

Heft: 9

Artikel: Von Schanze zu Schanze schauen : ein Gespräch mit Marcel Meili

Autor: Reber, Michael / Richthogen, Aurel von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von Schanze zu Schanze schauen

Ein Gespräch mit Marcel Meili

Michael Reber
Aurel von Richthofen

trans: Welche Rolle spielt das Thema Umgang mit der bestehenden Stadt im ETH Studio Basel?

MM: Wenn man den Begriff weit genug fasst, geht es in Basel zunächst ausschliesslich um die „bestehende Stadt“. Aber wir definieren Stadt für uns nicht vorrangig „städtebaulich“ und schon gar nicht architektonisch. Aus diesem Grund haben wir auch die historisch-morphologische Analyse der Stadt weitgehend zurückgestellt. Als Schüler von Rossi an der ETH der 70er Jahre würden wir zwar auch heute keinesfalls die Geschichte als konstituierende Kategorie für das Begreifen der theorischen und physischen Konstruktion der Stadt bestreiten. Und als Architekten betrachten wir letztlich jedes Projekt auch als Hypothese zur Geschichte von Architektur. Aber reicht die Auseinandersetzung mit der gebauten Schweiz aus, um diese zu begreifen - und reichen die geschichtlichen Untersuchungsmethoden aus, welche dazu üblicherweise angewandt werden? Wie kann man etwa jene gebaute Stadt beschreiben, welche das architektonische „Nirgendwo“ des Mittellandes üblicherweise hervorgebracht hat, wenn man sie ausschliesslich als von Geschichte hervorgebrachte architektonische Realität untersucht?

Wir haben uns für einen anderen Weg entschieden. Anstatt bestimmte historische oder auch sozialwissenschaftliche Untersuchungsmethoden zu bevorzugen, welche sich letztlich in bestehende Untersuchungsfelder eingeordnet hätten, haben wir uns für die „Momentaufnahme“ entschieden. Wir haben uns auf einen stark phänomenologischen, perzeptiven Blick konzentriert. Wir zeichnen ein Bild städtebaulicher Tatbestände in ihrer breitesten, gegenwärtigen Erscheinung. Daher rührt der Begriff „Portrait“. Insofern interessiert uns die „bestehende Stadt“ brennend, aber in allen ihren Erscheinungen, auch in den hässlichen, langweiligen und vor allem auch in den nicht gebauten. Dieser Blick beansprucht Breite, d.h. die Erfassung unterschiedlichster Phänomene der Stadt. Und er sucht jene Tiefe, welche dann entsteht, wenn wir unterschiedliche Strukturen oder Manifestationen der Stadt „übereinander“ lesen und in diesem Zusammenhang interpretieren. Pendlerströme für sich allein sind

z.B. wenig interessant und alte Konfessionsgrenzen auch nicht. Aber wenn sich solche Gräben heute noch in Berufsbewegungen abbilden, dann beginnt das Untersuchungsfeld zu sprechen.

Damit setzen wir uns natürlich dem Vorwurf einer gewissen Anarchie der Kriterien aus, und ausserdem werden wir in wissenschaftlicher Hinsicht nie mit Disziplinen wie Ökonomie oder Morphologie mithalten können, deren Gebiete wir gewissermassen nur durchkreuzen. Das wollen wir auch nicht. Unsere Stärke als Architekten liegt eher in der Fähigkeit, Bilder zu erzeugen, indem wir Forschungsfelder zusammen lesen, welche üblicherweise getrennt sind. Und vor allem liegt sie wohl darin, diese verstreuten Erkenntnisse räumlich zu interpretieren. Daher die Dominanz der Karte in unserer Arbeit.

trans: Unbefangen, phänomenologisch wird die Schweiz angeschaut. Unserer Ansicht nach hat es darin auch - vielleicht ironisch gebrochen - eine Faszination am „typisch schweizerischen“: Welche Rolle spielt diese Ebene im „Portrait“?

MM: Unbefangen sind wir nicht, im Gegenteil... Erstaunlicherweise war es gerade Winy Maas, der an einem Symposium in Wien diese ironische Komponente sofort erkannt hat. Ich denke, diese Ironie ist ein unverzichtbares Mittel, um sich vom Untersuchungsgegenstand, der Schweiz also, zu schützen. Vielleicht ist diese Distanz im Moment auch noch nicht gross genug. Die Faszination an der Schweiz hat in jedem Fall zwei konträre Seiten. Natürlich sind wir selbst als hier Aufgewachsene und Arbeitende Teil der Versuchsanordnung Schweiz. Die doppelte Ablagerung dieser nationalen Kultur in uns selbst - als „Antrieb“ wie als Hemmung oder gar Aversion - ist eine grundlegende Voraussetzung dieses Projekts. Die Ironie schafft eine gewisse positive Unschärfe in diesem Konflikt zwischen Intimität und Kritik. Aber das ziemlich scharfe, analytische Begreifen, eben das „Zeichnen des Portraits“, steht dennoch weit im Vordergrund. Und das selbst ist wohl ziemlich schweizerisch...

„Die Schweiz - ein städtebauliches Portrait“

Im ETH Studio Basel wird räumlich getrennt von der ETH Zürich unter der Leitung der Studioprofessoren P. de Meuron, R. Diener, J. Herzog und M. Meili das Ziel verfolgt, den kontinuierlichen und schwer lenkbaren Verstärkerprozess der letzten vierzig Jahre in der Schweiz genau zu beschreiben. Unter dem Kriterium der Grenzen, Netzwerke und Differenzen stellen kleine Gruppen von Studenten ausgewählte Gebiete der Schweiz auf Karten und Plänen dar. Zusätzlich dienen Fotografien und Interviews mit den Nutzern und Bewohnern dazu, die jeweiligen Gebiete und deren komplexen städtebaulichen und landschaftsräumlichen Bestand in seiner Form und Gestalt zu verstehen. Die Erkenntnisse aus diesen Analysen führen zu Projektideen.

trans: Einerseits ist dies eine intensive Verwobenheit, andererseits besteht auch eine gewisse Distanz durch die Ironie.

MM: Manche Dinge, auf die man in diesem Land stösst, sind ohne Ironie gar nicht auszuhalten. Aber überschätzen würde ich das dennoch nicht. Wahrscheinlich braucht es zu Beginn schon etwas Humor, sich für Abwasserreinigungsanlagen zu interessieren. Brisant ist der Stoff aber für uns erst geworden, als sich diese hysterische Operation der 60er Jahre durch die Untersuchung in eine „Kultur“, fast eine Art Bewegung verwandelt hat, nicht unähnlich jener der Staudämme oder des Eisenbahnbaus. An diesem Punkt wird deutlich, dass das „Portrait“ letztlich ein Autorenprojekt ist und weniger eine wissenschaftliche Forschungsoperation. Wir versuchen uns nicht hinter Begriffen der Wissenschaftlichkeit zu verschanzen und reiben uns auch nicht endlos lange auf bei Fragen der Methodengenauigkeit. So gesehen ist unsere Arbeitsweise zuweilen der eines Schriftstellers, Kriminalisten oder Journalisten näher als jener eines Geographen oder Raumplaners. Damit ist das Projekt natürlich durchaus - und nachvollziehbarerweise - angreifbar. Aber letztlich ist eben die Frage umzukehren: Ist genau dieses Vorgehen in der Lage, das Land auf neue Art nachzuzeichnen?

trans: Jacques Herzog spricht von solchen „Obsessions“ und von der Demontage von Fixbildern und Mythen. Wie geschieht dies in der Untersuchung?

MM: Mythologien sind ebenso gefährlich wie notwendig, sie sind ein unverzichtbarer Teil jeder Identitätsdefinition. Die Untergrabung von Mythologien ist für uns nicht an sich eine Obsession. Aber vermutlich verfügt die Schweiz, d.h. die kollektive Identität dieses Landes, über ein übermässiges Potential an Verdrängungsenergie und damit über ein aussergewöhnlich dichtes Set von Mythen. Ich denke, dass diese Verdrängungsneigung letztlich eine spezifische Form der kollektiven Kommunikation hierzulande widerspiegelt, welche man „genossenschaftlichen Dialog“ nennen könnte: es ist das horizontale, letztlich dörfliche Gespräch, das auf Übereinstimmung, Konsens, Konfliktunterdrückung ausgerichtet ist, und das in der

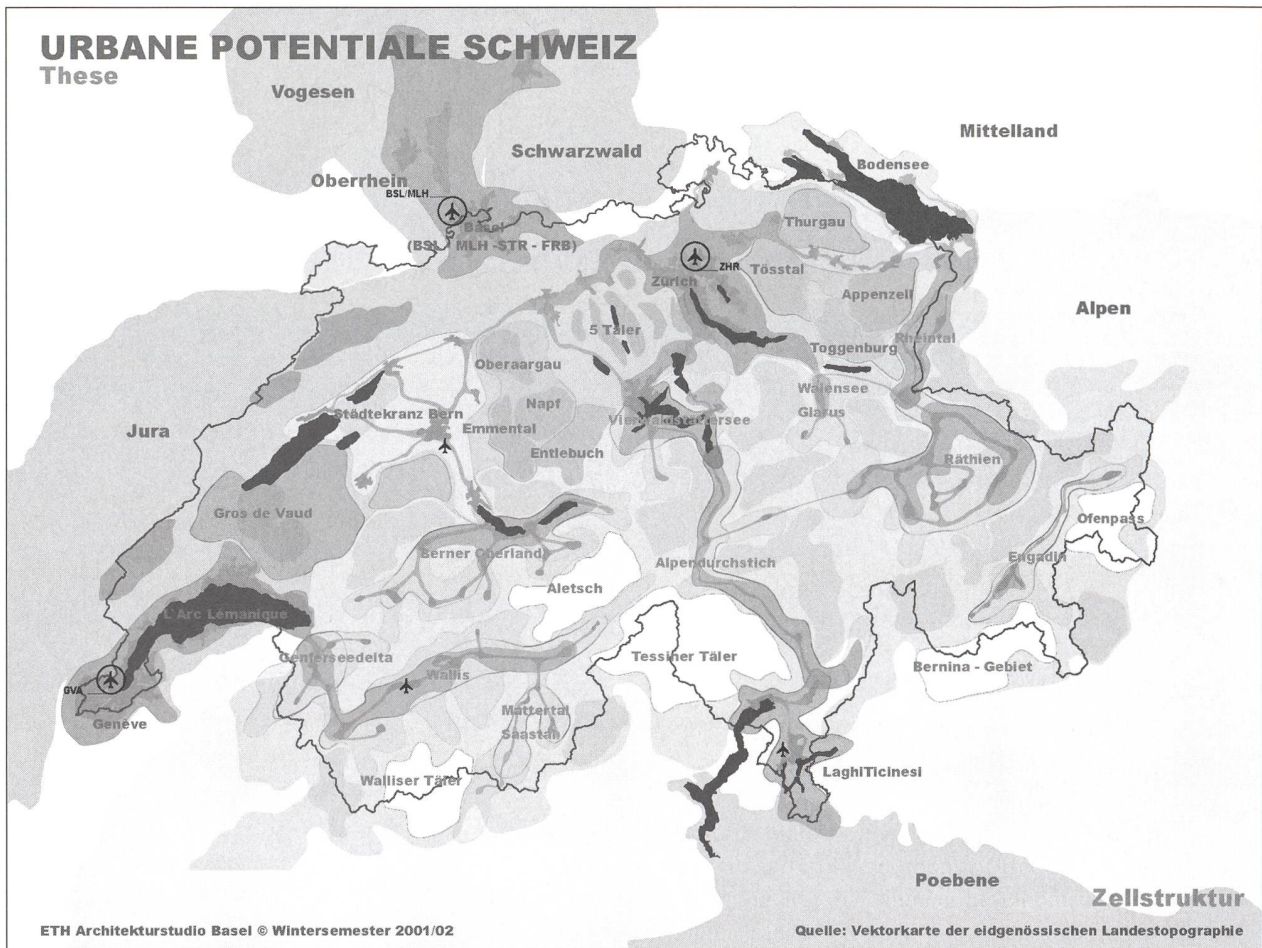
dezentralisierten, gegliederten politischen Struktur des Landes bis heute überlebt. Diese genossenschaftlichen, ruralen Wurzeln und deren Mythen über das Land sind also wohl beides: Grundlage der Stärke wie der Lähmung des Landes.

trans: Eine solche Demontage eines Mythos wäre die vom ETH Studio Basel formulierte Homogenisierungsthese, die besagt, dass der Föderalismus heute eine Differenzierung der Schweiz verhindere...

MM: Währenddem Mythologien einigermaßen stabil bleiben, können sich historische Bedingungen ändern. Die Verdichtung dieser Mythologie der „Genossenschaft“ etwa in der fast unantastbar gewordenen Gemeindeautonomie wurde im Grunde durch die Geschichte in ihrer Wirkung in ihr Gegenteil verkehrt: Es hat Zeiten gegeben, in denen die Dezentralisierung und diese Selbstverwaltungsidee tatsächlich dafür gesorgt haben, dass Differenzen als solche nebeneinander leben können. Heute ist es fast umgekehrt: Unter dem Druck dieser Entwicklungen - Vernetzungen, Verkehrsbeziehungen, Kapitalverflechtungen - werden grossräumige Zusammenhänge erzwungen, unabhängig davon, was eine Gemeinde will. Der Effekt der Gemeindeautonomie ist nun der, dass alle gleich auf diesen Druck reagieren, nämlich durch Schutz von vermeintlichen Unterschieden. Jede Gemeinde schafft sich selbst ein kleines scheinauthentisches Universum, mit allem drin: mit ein wenig Industrie, ein paar Bauern, einem Hallenbad und einer Finnenbahn und einem Autobahnanschluss als Antwort auf die grosse Welt. Das Ergebnis dieser Schutzoperationen ist immer ungefähr das Gleiche. Es verhindert, dass grossräumigere Unterschiede sich profilieren können zu Gunsten dieser kleinräumigen Scheinunterschiede.

trans: Welche Rolle spielen regionale Identitäten im Vorgang der Differenzierung der urbanen Landschaft Schweiz?

MM: Gegenstand dieser Studie ist letztlich die Frage, was die Schweiz sein wird, wenn sie weitere zwanzig Jahre europäischer Integration und globaler Vernetzung ausgesetzt sein wird. Die Frage nach regionalen Identitäten

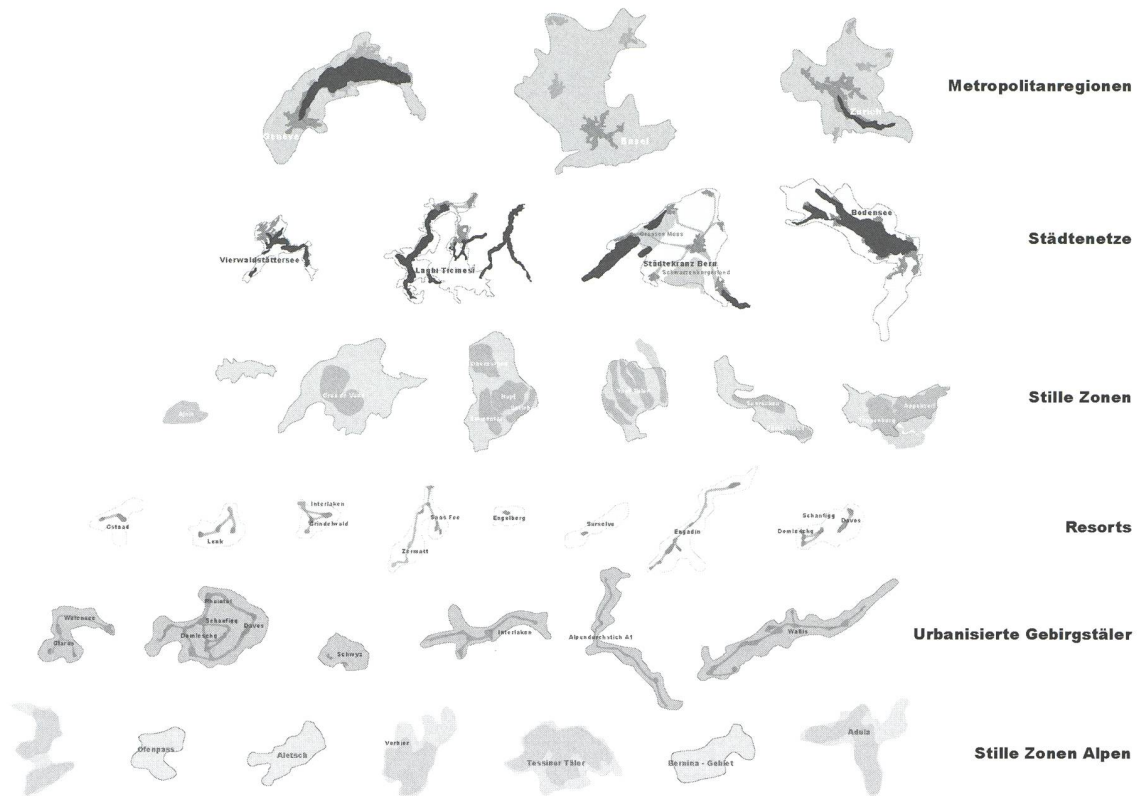


ist automatisch die Frage nach der Stellung, welche eine Region in einen internationalen Zusammenhang für sich in Anspruch nimmt oder nehmen kann. Wir können zunächst die drei metropolitanen Regionen Genf-Lausanne, Zürich und Basel-Hochrhein anschauen. Wenn diese ihre schon heute je unterschiedliche städtische Identität nicht international profilieren können, werden sie zwangsläufig an Bedeutung einbüßen. Mit dieser Profilierung ist in einigen Bereichen wahrscheinlich sogar eine stärkere gegenseitige Differenzierung verbunden, als sie heute schon besteht. Genf-Lausanne ist schon heute auf ganz andere Art eine internationale Stadt als etwa Zürich, etwa was die Politik, das Bankwesen oder die wichtigen Bezüge z.B. in den Nahen Osten betrifft. Ähnliches könnte man nun über die hoch entwickelten Mittelland-Städtenetze etwa im Aargau-Solothurn oder der Ostschweiz sagen, und natürlich über die alpinen Tourismusregionen. Wir gehen davon aus, dass die Zukunft der urbanen Topographie Schweiz, die ja letztlich kein Zentrum hat, darin liegt, dass sich das traditionelle, heterotope, dezentrale Land gerade über seine Unterschiede sowohl wandelt als auch profiliert. Eine solche Schärfung von Regionen ist aber unter Aufrechterhaltung der bisherigen Autonomiestatute von Gemeinden und Kantonen schwer vorstellbar.

Wahrscheinlich ist sogar der Begriff „Region“ verhängnisvoll, wenn man von zukünftigen urbanen Identitäten

innerhalb des Landes spricht, denn er vermittelt die Vorstellung einer klaren geographischen Form. Das trifft aber heute schon für die Schweiz als Ganzes nicht mehr zu. Denn die vier wichtigsten Grenzräume z.B. sind längst diffuse, internationale Zonen mit sehr unterschiedlichem Gesicht. Das gleiche wird auch für die Regionen gelten. Wie für das Land als Ganzes wird es eine „Form der Region“ gar nicht mehr geben. Schon heute gibt es eine Internationale Schweiz der Finanzen, eine des Tourismus' oder eine der Sicherheit, selbst eine Schweiz des Verschwindens, Verkleidens und Verheimlichens. Und die haben auch gewissermassen unterschiedliche Formen und Karten. Die Schweiz gibt es also eigentlich nur im Plural, auch als Form. Es ist, als ob die Karten gegenwärtiger Urbanität ein Subjekt erhalten würden: Wenn Regionen zu Themenparks mutieren, dann scheint dies „Themenkarten“ und auch eine „Themenform“ zu generieren. Dementsprechend kann man sich eine Schweiz von „Regionen“ vorstellen, welche auf der Basis ihres Profils, ihrer Identität mit unterschiedlichen Grenzen, Entscheidungszentren und Koalitionen auftreten. In der Überlagerung ihrer verschiedenen Existenzformen werden Regionen damit formlos wie eine Amöbe. Eine interessante Version einer solchen subjektzentrierten räumlich-regionalen Suborganisation waren die jeweiligen Kandidaturen für die Winterolympiade: unglaublich, was da für räumliche Zusammenhänge konstituiert worden

TYOLOGIEN EINER URBANEN SCHWEIZ



ETH Architekturstudio Basel © Wintersemester 2001/02

sind. Die nebulöse Form von Städten und Regionen, zusammengesetzt aus Möglichkeiten, Überbleibseln, Widersprüchen und Redundanzen ist für uns als Architekten natürlich sehr schwierig zu handhaben, weil sie dazu neigt, die räumliche und physische Gestalt „aufzufressen“. Auf der anderen Seite sind wir davon überzeugt, dass Identität immer nach Form verlangt. Im Studio haben wir dazu noch kaum klare Vorstellungen, wie wir mit diesem Widerspruch umgehen sollen.

trans: Ist die Spezialisierung der Regionen vorrangig dazu gedacht, ökonomische Vorteile zu haben im globalen Wettbewerb solcher Reize?

MM: Die Ökonomie spielt natürlich eine ganz grosse Rolle, denn ein Kennzeichen globaler Vernetzung, des „real-time-Terrors“, ist die ziemlich gnadenlose Verschärfung des Wettbewerbes von Räumen...

trans: In Winy Maas' „Pig City“ könnte man eine ganz extreme Spezialisierung sehen. Versteckt sich dahinter nicht wieder das „Zoning“ der Moderne? Auf schweizerische Verhältnisse übertragen - Jacques Herzog spricht davon „Potentiale der Schweiz zum Glühen zu bringen“ - erscheint eine solche einseitige Ausrichtung doch sehr gefährlich.

MM: Die Frage ist für mich weniger, ob etwas „gefährlich“ ist, sondern welche Wirkungen etwas hat, wie

„erfolgreich“ etwas ist - wobei „Erfolg“ verschiedene Dinge bedeuten kann. Ich glaube, es ist typisch schweizerisch, dass wir sofort Angst kriegen, wenn einer der fundamentalen Mythen dieses Landes in Frage gestellt wird. Dieser Mythos ist - etwas verkürzt gesagt - die seltsame Gleichzeitigkeit von Heterotopie und Isotopie. Oder einfacher gesagt: die kulturell, sprachlich, landschaftlich vielfältige Schweiz, die auf gleichen Rechten, gleicher Versorgung, gleichen Chancen, gleicher Bildung gründet. Dafür standen einst die geraniengeschmückte Post im Bernbieter Dörfli und das Bahnstättchen im Misox neben dem Grotto. Aber wir müssen sehen, dass einige der erfolgreichsten, historischen Modelle des Landes auf Entscheiden für regionale Stärken und auf Spezialisierung beruht haben: die Uhrenindustrie im Jura, überhaupt die Frühindustrialisierung etwa im Appenzell oder in Glarus, in ihrer Art auch die Eisenbahn. Die Bedeutung dieser Operationen sieht man erst im internationalen Vergleich ähnlicher Regionen. Mit Zoning hat das nichts zu tun, denn uns geht es nicht um Nutzungspläne.

trans: Man kann durchaus gewisse Übereinstimmungen in den Arbeiten von Rem Koolhaas oder von Winy Maas zum Projekt des ETH Studio Basel sehen, zum Beispiel, wenn man es oberflächlich betrachtet, im Graphischen, aber auch im Benutzen von statistischen Daten oder in der Verbindung von Analyse und Projekt.



Forêt domaniale de la Hardt / Die Seenlandschaft Basel-Mulhouse, ETH Studio Basel: Die durch den Kiesabbau entstehenden Gruben im Hardtwald zwischen Basel und Mulhouse werden geflutet und ergeben eine Seenlandschaft in der sich nach Norden entwickelnden Metropolitanregion Basel.

MM: Meiner Meinung nach sind Koolhaas und Maas sehr unterschiedlich! Im weitesten Sinn kann man vielleicht sagen, dass alle diese Arbeiten, aber auch die von Boeri, von Lootsma oder von Burdett u.a. herausfinden möchten, wie die Stadt im 21. Jh. überhaupt zu begreifen ist. Das ist auch unser Ziel, auch nach der Schweizstudie. Insofern gibt es wohl Gemeinsamkeiten darin, dass wir den architektonischen oder städtebaulichen Ansatz für nicht ausreichend halten, eine morphologische Betrachtung somit als unzureichend ansehen, um die urbane Topographie zu begreifen. Deswegen interessieren uns diese internationalen Projekte auch, und wir sind mit einigen davon im engen Gespräch. Und sobald ein solcher Diskussionszusammenhang besteht, ist jede Arbeit natürlich bis zu einem gewissen Grad auch ein Kommentar zu anderen Arbeiten.

Neben Gemeinsamkeiten gibt es also auch Unterschiede. Die Studie in Basel - in diesem Vergleich - ist viel wahrnehmungsorientierter und analytischer, deswegen wahrscheinlich auch weniger spektakulär. Sie arbeitet auch mit wesentlich höherer Dichte an Untersuchungsebenen und Untersuchungsstandorten, den „Bohrungen“. Im Gegenzug verzichten wir darauf, nach Architektenart sofort jede Erkenntnis durch ein Handlungsmuster, ein Projekt zu übertünchen und damit letztlich zu entwerten.

Koolhaas' Mission z.B. ist sehr journalistisch, und dort liegt auch ihre Qualität: In kurzer Zeit wird ein Ort irgendwo auf der Welt erfasst und dazu eine schlagende Hypothese veröffentlicht. Oft trifft diese etwas, aber letztlich strebt sie nicht „Konsistenz“ an. Denn durch diese Hypothesen will Koolhaas wohl weniger Lagos umbauen als das globale Städtebild in den Köpfen der Intellektuellen oder Politiker in der ersten Welt. Anders kann ich mir auch die radikale Geschichtspohobie nicht erklären.

trans: Im ETH Studio Basel wird der Untersuchungsgegenstand differenzierter und „verästelter“ angeschaut: Ist das ein Teil Ihrer Gegendarstellung?

MM: Es war nie unsere Absicht, einem kommunikativen „Erfolg“ zuliebe Begriffe wie „Architektur“, „Morphologie“, „Städtebau“, „Geschichte“ wegzuwischen. Letztlich beharren wir darauf, dass wir Architekten sind und dass wir die Welt auch als solche erfahren; gerade deshalb sind wir wohl so vorsichtig, unsere Erkenntnisse in Entwürfe „umzusetzen“. Daher rührt die bisherige Schwäche des Projektes, die Erkenntnisse in schlagenden Bildern zu verdichten. Dennoch: wir möchten visuell wesentlich schärfer und präziser werden, das ist unser wichtigstes Ziel.

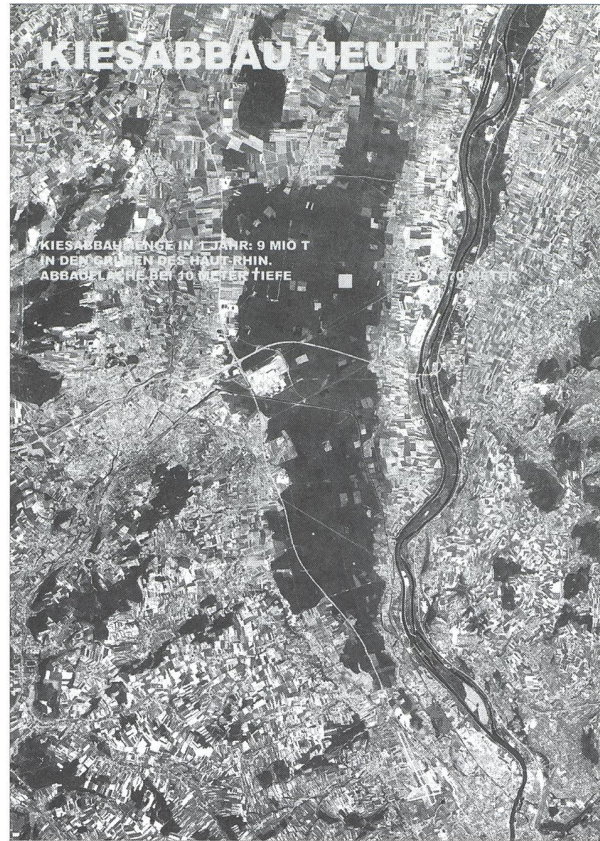
Allerdings: Die Schwierigkeiten der Beschreibung und die noch grössere Schwierigkeit der projektiven Vision reflektieren nichts anderes als die schwer greifbare Wirklichkeit heutiger Urbanität, die zwar keineswegs „virtuell“ ist, aber aus der Physis hinausdrängt. Stefano Boeri hat über diesen Konflikt zwischen Analyse und Entwurf in Wien sehr klarsichtig gesagt: „You can't solve it, but you have to host that conflict“. In Verabschiedung der rationalistischen Logik der 70er Jahre hat er damit eine Art Unschärfe-Relation formuliert, die besagt, dass es wohl nicht mehr möglich ist, heutige Städte im selben Moment sowohl zu beschreiben und zu begreifen als auch gleichzeitig die entwerfende Antwort auf die Erkenntnisse zu formulieren. Und dennoch werden wir als untersuchende Architekten jede Betrachtung an einem potentiellen „Entwurf“ messen. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass Boeri die selben lateinischen Lehrer des Rationalismus hatte wie wir.

trans: Welchen Stellenwert haben die Projekte des ETH Studio Basel - zum Beispiel das Projekt der Seen im Hardtwald - in dieser Aussage?

MM: Zunächst müssen wir zugeben, dass bis jetzt überhaupt nur das Hardtwald-See-Projekt allenfalls diese schwebende Qualität hat, welche eine Hypothese verbildlicht, ohne sie durch Konkretheit sozusagen unter sich zu begraben. Es weist durchaus einen zentralen entwerferischen, „architektonischen“ Zug auf, es ist räumlich, es ist



Forêt domaniale de la Hardt, ETH Studio Basel: Karte des südlichen Teils der künstlichen Seenlandschaft



Forêt domaniale de la Hardt, ETH Studio Basel: Die jährliche Kies-Abbaumenge entspricht einer Grube der Ausmasse 670 mal 670 Meter mit einer Tiefe von zehn Metern.

städtebaulich, es ist physikalisch, es nimmt Stellung zur städtischen Natur und zu ganz gewöhnlichen industriellen Prozessen. Aber es steht wie eine Metapher für eine Verbildlichung einer analytischen Idee über die transnationale räumliche Beziehung von Städten, indem sie dieser Beziehung ein ziemlich allgemeines Gesicht verleiht. Andere Projekte haben diesen suggestiven Schwebezustand weniger erreicht, aber wir wollen und müssen unsere Untersuchung durch weitere solche Bilder sinnlich wahrnehmbarer machen.

trans: In Ihrem in „Quadern“ 177 (1988) veröffentlichten Artikel „A Letter From Zurich“ geht es unter anderem auch um den Umgang mit der bestehenden Stadt.

MM: Dieser Artikel ist tatsächlich, was meine eigene Arbeit betrifft, so etwas wie der „missing link“ zwischen meiner Studien- und gta-Zeit und dem, was wir heute machen - das habe ich natürlich damals nicht gewusst. Rossi war eine brillante, sehr intellektuelle und letztlich doch sehr poetische Figur. Heute sehen wir, dass seine Theorie und seine wichtigsten Projekte vollständig in seiner lombardischen Herkunft verwurzelt sind. Auch wenn er für seine Theoreme immer wissenschaftlichen Status beansprucht hat, so stellen sie im Kern zunächst ein poetisches Werk dar, das vor dem Hintergrund Italiens nach dem zweiten Weltkrieg gelesen werden muss. Das haben wir natürlich nicht so verstanden, und gerade durch dieses Missverständnis haben wir sehr viel gelernt. Aber wir mussten scheitern, als wir versucht haben,

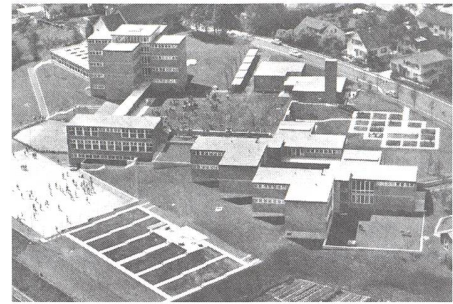
diesen Korpus auf die Schweizer Stadt anzuwenden.

Der Artikel spricht über dieses Scheitern, das in einer dogmatischen Interpretation dieses Korpus liegen muss. Er hält fest an Rossis Grundaxiom, dass es in der Architektur letztlich nicht um das einzelne Haus geht, sondern um „die Stadt“, und dass die Stadt eine überindividuelle, kollektive Manifestation einer Kultur ist. Nun stellt er Mutmaßungen darüber an, was diese „kollektiven Manifestationen“ in der Schweizer Stadt sein könnten, und zwar gerade dort, wo sie am schwierigsten verständlich sind, in der Peripherie, bei den anonymen Bauoperationen oder beim Verständnis der eigenartigen Raumeigenschaften unserer Städte etwa. Denn gerade dort wurde deutlich, dass es zwar offenbar „Regeln“ gibt, dass diesen mit der typologischen Analyse aber nicht beizukommen ist, und schon gar nicht mit lombardischen Bautypen.

trans: Welche Themen von früher und im Projekt in Basel werden durch diesen „missing link“ verknüpft?

MM: Vor allem die Tatsache, dass die damals verstreuten Interessen an dieser dispersen, schwer begreifbaren Stadt, welche in Begriffen wie Anonymität, Peripherie, Agglomeration, Industrialität usw. umschrieben werden, in einer viel umfassenderen Fragestellung nach der Urbanität der Schweiz als ganzes aufgegangen sind. Aber Teile, wie das Interesse an der verborgen sich eingrabenden Untergrundscheiz, werden jetzt sogar Thema im Studio in Basel...

Die „Wagenburg“ als Raumbildungsmechanik in den Agglomerations-Zonen: Schulanlage Riedenhalde, Zürich-Affoltern, Arch. R. Gross, H. Escher, R. Weilenmann und H. Ronner, 1957/59



trans: ... Zürich, Metropole im Untergrund - der damals neue S-Bahnhof...

MM: Das Vergraben habe ich dort als eine Art kollektive psychologische Eigenschaft von Zürich beschrieben, als eine Art Verdrängung, die verhindern will, dass sich Zürich auch in seiner urbanen Form als internationale Stadt manifestieren würde. Wenn Zürich wirkliche Träume hatte, so hat sie diese immer vergraben...

trans: In diesem Artikel hat es recht programmatische Aussagen über den Weg aus der Krise. Die eine ist die Absage an Bilder. Wie ist das aus der Situation von damals zu erklären? Kann man Parallelen zur heutigen Lage sehen?

MM: Ich habe den Artikel letztthin auch gelesen: er ist tatsächlich programmatischer als mir je bewusst war. Die Faszination am Begriff des „architektonischen Bildes“ reagierte letztlich entwerferisch auf die Unmöglichkeit, hiesige Architektur auf „Typen“ zu konzentrieren. Für uns hat das „Bild“, dieses Erzählende der Architektur, auch versucht, den Entwurf zu stabilisieren, ihn in einer allgemeineren Kultur jenseits unserer Vorlieben zu verankern, oder sagen wir auch: in der Geschichte. Dass wir uns davon weg bewegt haben, hat verschiedene Gründe. Entscheidend ist wohl, dass wir gemerkt haben, dass Architektur an sich wohl keine erzählende Struktur aufweist - zumindest nicht als Teil ihrer grundlegenden Eigenschaften - und dass sie sich folglich auch in ihrer Geschichtlichkeit nicht im wesentlichen über Bilder übermittelt. Eine solche strukturelle, eher abstrakte Fassung von Zeit liegt ja auch in Rossis Typenbegriff. Vielleicht sind diese Bezüge zur Stadt in unseren heutigen Projekten noch abstrakter, indem vor allen räumliche oder plastische Eigenschaften der Stadt untersucht werden und eigentlich nie typologische. Teilweise sind auch ganz andere Bezugsebenen hinzugekommen, vor allem funktionelle. Aber das „Bild“ war enorm hilfreich beim Aufbrechen dogmatischer Methoden, ohne dass es den Anspruch an „die Stadt als kollektives Faktum“ aufgegeben hätte.

trans: Im Zusammenhang mit dem Misstrauen gegenüber den Bildern wird ein Wunsch nach Abstraktem genannt.

MM: Das ist nicht ein Wunsch, sondern eine Beschreibung! Die Schweiz hat im Grunde keine ausgeprägte Bilderkultur und auch nicht unbedingt eine narrative Kultur. Vieles geht im Murmeln, in einzelnen Wortfetzen oder

in stillen Übereinkünften unter. Im Gegenzug nehme ich an, dass unterschwellige, unausgesprochene, eben auch „abstraktere“ Eigenschaften eher eigenartig sind für dieses Land. Ein Beispiel sind etwa die seltsamen proxemischen Eigenschaften unserer Städte, also das verborgene Raum- oder Körpergefühl, das sich in ihnen abzulagern scheint. Warum ist nichts hoch, aber auch nie weit? Zum Beispiel der Querschnitt durch die Langstrasse: Dass eine der Hauptadern in Zürich mühsam eine Breite von vielleicht 13 Metern und die Höhe von vier, fünf Geschossen erreicht, auch heute noch, im Jahre 2002, darin drückt sich ein räumliches Empfinden aus, und zwar keinesfalls einfach das von Baubeamten allein. Weite oder Mächtigkeit, Eigenschaften, die wir grossen Städten zuordnen, scheinen Bedrohungsangst auszulösen, und vielleicht überleben darin die eminent dörflichen Wurzeln von Zürich, im Gegensatz etwa zu Genf.

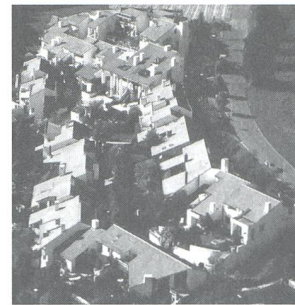
trans: Ein anderer Begriff, der im Artikel angesprochen wird, ist die Alltäglichkeit.

MM: Der Begriff der Alltäglichkeit, der einige unserer damaligen Entwürfe begleitet hat, ist sehr doppeldeutig. Die Schweiz hat keine traditionelle klare Scheidung zwischen sogenannter Hochkultur und Volkskultur - Bayern ist im Vergleich bereits etwas anderes. Diese Gesellschaft entwirft ein im Wesentlichen „homogenes“ Bild von ihrer eigenen Kultur: Die soziale Schichtung erzeugt keine klare Grenzen zwischen Kulturen, sondern allenfalls die Regionen. Damit wird unterstellt, dass es eine Art verborgenen, kulturellen Grundstrom gibt, der alles im grossen Ganzen miteinander verbindet. Soweit Alltäglichkeit diesen verbindenden Strom ausdrückt, ist sie natürlich höchst problematisch. Alltäglichkeit kann aber auch ganz anders verstanden werden, als Ausdruck von Unbewusstem oder auch von Unbeobachtetem, Unkalkuliertem oder Unverfälschtem, vom Beiläufigen innerhalb der kollektiven Kultur. Das heisst, dass im Alltag grundlegende, allgemeine Eigenschaften dieser Kultur ihre Form finden. Daran waren unsere Entwürfe interessiert.

trans: Die Schweiz als urbanisierte Topographie oder als urbanisierter Raum ist der Untersuchungsgegenstand im ETH Studio Basel. Die Peripherie war schon damals ein wichtiges Thema.

MM: Das stimmt, gerade der Begriff der Peripherie zeigt sowohl eine gewisse Kontinuität als auch Unterschiede

Eine andere Antwort auf die „Wagenburg“: Wohnsiedlung Seldwyla, Zumikon, Arch. R. Keller, F. Schwarz, E. und R. Guyer, M. Pauli, M. Lechner, 1975-80



zur damaligen Betrachtungsweise an. An einer Stelle im Artikel steht, es gäbe einen privilegierten Aussichtspunkt, um diese Peripherie, diese neue Landschaft zu beobachten: Wenn man in Zürich auf der alten Schanze stehe, dann sehe man auf der einen Seite die Rossianische Stadt des Rilievoplanes und auf der anderen Seite ein endloses Häusermeer, dass erst wieder an der nächsten Schanze und dem nächsten Rossiplan ende: die Peripherie. Diesen Zwischenraum, unter anderem, untersuchen wir in Basel.

Auf der anderen Seite verwenden wir den Begriff Peripherie nicht mehr, weil er gleichzeitig alles und nichts beschreibt und zudem eine latente Wertung, jene der „Zentren“ unterstellt. In Basel versuchen wir, da wir die ganze Schweiz untersuchen, von dieser stadtzentrierten Betrachtungsweise (im traditionellen Sinn) wegzukommen. Die urbane Topografie interessiert sich zwar sehr für qualitative Unterscheidungen von urbanen Strukturen, aber nicht im Sinne einer derart traditionellen Wertung. Deshalb gibt es für uns auch keine Begriffe wie Chaos. Uns interessieren die Strukturen selbst in diesen scheinbar formlosen Teppichen, etwa an der Kreuzung von A1 und A2, selbst dann, wenn wir sie architektonisch sehr problematisch finden. Die Formeigenschaften hinter solchen Besiedlungsformen zu erkennen, ist allerdings zugegebenermassen ausserordentlich schwierig. In einem Vortrag habe ich einmal versucht, Raumbildungsmechaniken innerhalb solcher Agglomerations-Zonen zu beschreiben, angefangen in Schwamendingen und auch weiter draussen im dicht bebauten Mittelland. Eine der bemerkenswerteren Konstanten seit den 40er Jahren waren die Orte, wo lokale Zentren gebildet werden. Die funktionieren eigentlich immer nach dem Prinzip der Wagenburg. Wenn solche Knoten definiert werden, so werden Gebäude immer um einen diffusen, sehr vage definierten, offenen, „modernen“ Raum herum aufgestellt, oft nur wenig mehr als ein Winkel. Das erschien mir wie die Wagen, die am Abend im Kreis aufgestellt werden, um aus der Steppe einen Ort auszuschneiden.

trans: Diese „Wagenburg“, das sind heutige Siedlungen...

MM: Nicht die Siedlungen als ganzes, sondern die Schulhäuser oder Gemeindeverwaltungen oder Kirchengemeindehäuser, Zentren eben, welche irgendwo diese seltsamen (Nicht-)Plätze festschreiben. Das ist nicht so zwingend wie wir meinen: Gallarate ist in einer viel schwieri-

geren Zone einen anderen Weg gegangen, in den USA liegen diese Zentren immer in Häusern, englische Community-Centres sind nochmals ganz anders aufgebaut, viel dichter.

trans: Wo findet man Gegenpositionen zum Konzept der Wagenburg?

MM: In der Schweiz? Seldwyla... ist anders aufgebaut, unabhängig von dessen unglaublicher Romantik, aber das ist eine andere Antwort auf das Gleiche.

trans: Wobei dort auch ein Dorfplatz existiert.

MM: Seldwyla weist eine ganz andere Figur auf, weil es ausser einem Platz auch Wege und Räume zu fassen versucht, und zwar in einer paramediterranen Sprache. Ein Teil der Tessiner Architektur der 70er und 80 Jahre kann als Versuch gelesen werden, die schleichende Umwandlung des Tessin in ein deutsch-schweizerisch-italienisches Resort dadurch zu unterlaufen, dass man darin „periphere“ Orte festgeschrieben hat, und zwar weniger mit räumlich-modernistischen als vielmehr über architektonisch-typologische Mittel. Der bedeutendste Beitrag in der deutschen Schweiz ist vermutlich Halen. Aber auch Autobahnraststätten, letztlich sogar Shopping Centres sind eigentlich Alternativen zum modernistischen Konzept der „Peripherie“. Letztlich teilen diese oft problematischen Orte mit den scheinbar aufgeklärtesten städtebaulichen Positionen der Gegenwart die Einschätzung, dass weniger räumliche Fassungen, Integrationen in diffuse Orte wirksam eingreifen, als vielmehr eine funktionelle Aufladung eines Ortes. Es unterscheiden sich beide dadurch, dass letztere die formale, plastische Ausstrahlung des Objektes zur unverzichtbaren Wirkungsmechanik erheben. Das sind alles Versuche, in diesem „Nowhere's Land“ räumliche Identitäten herzustellen.

trans: Vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch fand am 7. Februar 2002 in Zürich statt.

Marcel Meili ist Architekt in Zürich und Professor im ETH Studio Basel. Michael Reber und Aurel von Richthofen, Mitarbeiter der *trans*Redaktion, sind Studenten der Architektur an der ETH Zürich.